Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 21. Posen, den 27. Mai. 1883.

Die Insel im See.

Novellette von W. Höffer.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Was auf der Insel geschehen sein mag," fuhr der Bursche fort, „das weiß ich nur vom Hörensagen. Er hat die Margareth auf dem Damm hinter dem Hause getroffen und ein paar Minuten mit ihr gesprochen, dann stürzte sie sich vor seinen Augen in den See. — Als er nach Hause kam, viele Stunden später, da trieften alle seine Kleider; er war ihr nachgesprungen und hat auch den Körper an's Ufer gebracht, aber als Leiche; alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Er war schon an diesem Unglückstage wie verändert, still, er konnte kein Wort hervorbringen, ja er phantasirte die ganze Nacht. — Anderen Tages sind wir abgereist, mein Herr und ich, ganz urplötzlich, als könne er in der Umgebung der Unglückstätte nicht athmen, — zuerst nach Paris, dann nach Wien und endlich nach Stuttgart, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte. Comtesse Enzia liebte ihren Bräutigam nicht, sonst hätte sie sein verstörtes Wesen bemerken müssen; sie flüchtete beinahe, so oft er erschien, das arme Ding. Die Geschichte seines früheren Aufenthaltes im Irrenhause mochte ihr bekannt sein, ihr ein unbezwingliches Grauen einflößen. — Aber die Ehe wurde trotzdem geschlossen; es war eine pompöse, ja fürstliche Feier, — mein Graf bezahlte Alles aus seiner Tasche. Wer die bleiche Braut mit ihrem vergrämten Gesichtchen nicht sah, der konnte wohl das seltene Glück des jungen Paares preisen; es wurden Reden gehalten und Toaste ausgebracht, selbst der Landesherr hatte ein kostbares Geschenk gespendet, Hochrufe und Glückwünsche schallten in die Nacht hinaus. — Unten wartete die Equipage, welche die Neuvermählten davontragen sollte, oben sprach der Graf mit mehreren Freunden, die alle seine Verhältnisse kannten, auch das Liebesspiel mit der Margareth und ihr trostloses Ende, — und es ist gerade davon die Rede gewesen, ich stand an der Thür und sah Alles, hörte Alles, da knisterte im anstoßenden Zimmer wie ein Frauenkleid, das hastig den Boden streift; eine Thür wurde geöffnet und geschlossen, kalte Luft wehte über mein Gesicht. — Der Graf sprang hastig zur Thür, er war leichenblaß geworden. Wer befand sich hier, Joachim? rief er — Ich sah einen Schatten. — Alles suchte, fragte, aber es fand sich nichts. Mit einem von Unruhe und Furcht fast entstellten Gesicht bat der Graf seine Schwiegermutter, ihre Tochter benachrichtigen zu wollen, er selbst ging mit der alten Dame bis zur Treppe und horchte gespannt, als fürchte er, von da oben einen Schreckensschrei zu hören. — Alles still — nur die Gäste lachten und sprachen im anstoßenden Saale durcheinander, aus dem Zimmer der jungen Braut erklang ein halblauter Ruf, man lief hin und her, — da hielt er sich nicht länger, er sprang hinauf und sah voll Todesangst in das bestürzte Gesicht seiner Schwiegermutter: Wo ist meine Frau? — Enzia, Enzia, wo bist Du? — Vergebens, alles vergebens, das Zimmer war leer, die Comtesse spurlos verschwunden, nur ihr weißes Brautkleid, ihr Myrthenkranz lagen auf dem Tische, sie selbst mußte heimlich entflohen sein. Man durchsuchte das ganze Haus, ohne sie zu finden."

Der Bursche stützte den Kopf in die Hand.

„Es war eine furchtbare Nacht, die nun folgte," sagte er nach einer Pause. „Wir forschten überall, selbst im See, der den alten Schloßpark durchzieht, wir setzten alle Hebel in Bewegung, aber umsonst, die arme junge Dame blieb verschollen bis auf diesen Tag. Ihr Vater, ein ehemaliger General, von unmäßigem Ahnenstolz, verschmähte es, seiner Tochter irgendwie nachzuspüren, er tilgte ihren Namen aus dem Stammbaum der Familie, er sagte Jedem, der nach ihr fragte, mit kurzen kalten Worten, sie sei gestorben. — Nicht so mein unglücklicher Herr. Wir reisten gleich nach jenem schlimmen Tage zu allen Angehörigen der Comtesse, um ihre Spur zu entdecken, sogar nach Frankreich, zu ihrem einzigen älteren Bruder, aber alles vergebens, alles, ohne das Geheimniß der armen jungen Dame zu ergründen. — O Herr Doktor, wenn Sie meinen Grafen damals gesehen hätten! Er ging umher wie ein Träumender; nur immer, wenn wir uns wieder einem der vielen Schlösser ihrer Verwandten näherten, kehrte auf kurze Zeit sein Muth zurück. Joachim, konnte er sagen, alter treuer Joachim, Gott ist barmherzig, — jetzt werden wir sie finden. Und dann, als das Letzte versucht war, nahm die böse Krankheit langsam wieder Besitz von seinem Geiste. Er fühlte es selbst, wir reisten so schnell als möglich hierher, er ließ das große Bild aufstellen und saß täglich stundenlang davor, der Tiefsinn wurde immer ärger. Und dann kamen die wirren Bilder, — er war zum zweiten Male wahnsinnig. Es ist kein Gott, sagte er noch kopfschüttelnd zu mir, es ist kein Gott, Joachim, nun glaub' ich's nicht länger. Er hätte das nicht zugelassen."

Der Bursche sprach mit thränenerstickter Stimme, — ich fühlte mein Herz schlagen, als laste auf ihm ein schweres, furchtbares Verbrechen.

„Joachim," flüsterte ich, „wie hieß die junge Frau mit ihrem Familiennamen?"

Er trocknete verstohlen seine Augen.

„Comtesse Enzia Hedwig von der Kronenburg!" sagte er halblaut. „Ach, mein armer Herr wird nie ihr schönes Antlitz wiedersehen; die junge Dame hat sich den Tod gegeben, das ist nur zu gewiß."

Ich erhob mich. Mir war's, als schnüre eine unsichtbare Hand meine Kehle zusammen.

„Vielleicht!" sagte ich stammelnd. „Vielleicht, Joachim! Es lebt doch ein Gott, doch, — Dein Herr wird es erfahren."

Mit großen Augen sah mir der Bursche nach. —

Und nun sitze ich hier und schreibe, — ganz allein in der schweigenden Mondnacht. Aber ich weiß jetzt, was meine Pflicht ist, und ich gehe, sie zu erfüllen. Sagte mir's nicht der ehrliche Bursch: „Herr, Sie sind des armen Grafen Güterverwalter, Sie müssen Alles wissen?"

Und ich — ich sollt' ihm sein Liebstes stehlen? —

5. August.

Es ist vollbracht. Zwei Tage nach dem Gespräch mit dem Schloßdiener von Gorm stand ich in dem stillen Wittwenstübchen meiner Mutter den beiden Frauen gegenüber. Stühle und Tische lagen voll von Kleidungsstücken, ein offener Brief daneben, ein Koffer. —

Hedwig erbleichte, als sie mich sah, ihre Hand suchte eine Stütze, sie sprach kein Wort. Meine Mutter dagegen schien zu

erschrecken, sie mochte wohl heute besonders viel an mich gedacht haben, ihre Augen standen voll Thränen.

„Andreas!“ sagte sie nur.

Ich zog die geliebte alte Frau in meine Arme, ich streichelte ihr weißes runzelvolles Gesicht und zwang mich, mit festem Tone zu sprechen.

„Du bist es nicht, die ich heute besuche, Mütterchen,“ sagte ich, „sondern unsere verehrte Freundin hier.“

Und ihr die Hand reichend, wie in den glückspendenden Tagen des letzten Sommers, fügte ich hinzu: „Frau Gräfin, wollen Sie mir gestatten, Ihnen eine kurze rührende Episode aus dem Leben eines meiner Bekannten zu erzählen?“

Hedwig taumelte fast. Sie ließ die Hände sinken, voll Entsetzen sah sie mich an.

„Andreas,“ flüsterte weinend die Mutter, „Andreas, ich bitte Dich!“

Mein Herz schlug wild, sie bemerkte es wohl, mein Gesicht hat's nicht ganz verbergen können, was drinnen vorging, aber die Stimme beherrschte ich.

„Unser lieber Gast ist die Frau Gräfin Enzia von Gorm,“ sagte ich, „die Gemahlin des Herrn, dessen Kurator ich kürzlich wurde, -- Du erfährst das heute erst, liebe Mutter, ich wußte es schon früher.“

Hedwig verbarg das Gesicht in den Händen.

„Nein,“ stammelte sie, „nein, ich bin es nicht, — will es nicht sein.“

„Doch, gnädige Frau,“ antwortete ich, allen meinen Muth gewaltsam zusammenraffend, „doch, Sie sind wirklich des bedauernswerthen Mannes Weib und ich bezweifle nicht, daß Sie noch heute zu ihm zurückkehren werden.“

Da sah sie mich an; der Blick voll Verzweiflung und Leidenschaft traf mein Inneres wie ein elektrischer Schlag.

„Und das sagen Sie?“ klang es von ihren Lippen, — „das sagen Sie?“

Ich wandte mich ab. Mußte es wirklich sein?

Aber der Kampf war nur kurz.

„Lassen Sie mich Ihnen erst Alles erzählen, gnädige Frau,“ bat ich. „Sie sind vollkommen frei, es ist weder meine, noch meiner Mutter Absicht, Sie aus diesem bescheidenen Asyl zu vertreiben, aber in Ihnen selbst wird das Bessere ohne Zweifel siegen, namentlich, wenn Sie erst wissen, was — —“

Sie unterbrach mich plötzlich.

„Ich weiß Alles, mehr als Sie, Herr Römer! O, ich weiß so viel, daß kein Richterspruch, keines billig denkenden Menschen Urtheil gegen mich gekehrt sein könnte. Der Graf von Gorm hat sich in meiner Gegenwart, obschon er von derselben nichts wußte, — selbst einen Mörder genannt. Bin ich verpflichtet, mit einem solchen zu leben?“

„Großer Gott,“ rief meine Mutter, „Andreas, ist das wahr?“

„Zum Theil,“ versetzte ich, „zum ganz kleinen Theil. Hören Sie mich an, Gräfin, ich will Ihnen alle diese Dinge genau auseinandersetzen.“

Und dann erzählte ich die Geschichte der schönen Selbstmörderin von der Insel im See.

„War es nicht das, was Sie am Tage Ihrer Hochzeit von den eigenen Lippen des Grafen hörten, gnädigste Frau? Wenigstens ist es das einzigste, was mir zur Kenntniß kam.“

Sie preßte wie in Verzweiflung die kleinen weißen Händchen gegeneinander.

„Er verabschiedete sich von mehreren seiner Freunde,“ flüsterte sie, bebend am ganzen Körper' „ich sah sein blasses, unruhiges Gesicht und hörte die schrecklichen Worte, wie er sie halblaut, langsam sprach. Ihr wünscht mir Glück, Kameraden? — Glück? — Ach, wenn ich nur nicht gerade jetzt nach Schloß Gorm zurückkehren müßte! Die letzten Worte der armen Margareth' scheinen mir dort aus jedem Winkel, aus dem Flüstern der Bäume und dem Rauschen des Sees entgegenzuklingen. Du liebst die Andere, Alexander, Du liebst sie, gestehe es mir! — Und als ich zögerte, so gleichsam den Todesstreich zu führen, da schrie sie auf wie der Vogel, wenn ihn das kalte Blei in's Herz traf, da breitete sie die Arme aus und stürzte hinab in das Wasser. Ich bin doch, — doch ihr Mörder!“

Es wurde ganz still im Zimmer, nur das Schluchzen der gequälten jungen Frau durchdrang die peinliche Schwüle.

„Mein Bruder hat mir heute geschrieben,“ setzte sie endlich hinzu, „ich gehe nach Frankreich und wohl bald in ein Kloster.“

„Während Ihr Herr Gemahl unter den Händen roher Wärter seine Tage im Irrenhause verbringt, während ihn Ihre Gegenwart, der Klang Ihrer Stimme aus den Tiefen des Jammers erlösen könnte? Gnädige Frau, er liebt Sie, er stirbt an dem Gedanken, Sie für immer verloren zu haben!“

Ich schilderte ihr die Szene im Saal zu Gorm, ich sagte ihr, daß er das todte Bild mit beiden Armen umfaßt hielt und ihm Liebesworte zuflüsterte. — — —

Tiefer und tiefer sank ihr schöner Kopf herab, sie weinte nur noch still.

„Meine Mutter wird Sie begleiten, Gräfin, setzte ich nach einer Pause hinzu. „Packen Sie die Koffer, aber reisen Sie, anstatt nach Frankreich, vielmehr nach Schloß Gorm, — es ist Ihre Pflicht, Sie müssen es.“

Hedwig konnte nicht sprechen, aber eine Bewegung ihres Kopfes sagte mir, daß sie einwilligte.

Ich verließ das Zimmer, es war ja unmöglich, länger die äußere Fassung zu bewahren. Dieser Tag ist der schrecklichste meines Lebens gewesen.

Später kam Mütterchen zu mir und umfaßte mich schweigend. Sie wußte, was ich litt. Ich legte das Gesicht auf ihr weißes Haar und weinte wie ein Kind.

Wer von sich sagen kann: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, — dessen Herz mußte stückweise brechen. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

24. Dezember 1828.

Es ist Weihnachtsabend und ich bin in meinem Junggesellenstübchen allein. Die Haushälterin hat Karpfen und Aepfelkuchen aufgetragen, auch eine Flasche Rheingold steht daneben, aber das Alles bleibt unberührt.

Vorhin war Besuch hier, — Graf Alexander von Gorm.

Er drückte mir die Hände, er konnte vor Bewegung kaum sprechen.

„Diesen Morgen hat mir meine Enzia einen Sohn geschenkt,“ sagte er, einen prächtigen Jungen, mit den Augen seiner schönen Mutter. Ich bin zu glücklich, Doktor, ich mußte her und es Ihnen erzählen. Sie waren es ja, der mein armes Weib vor dem Verderben bewahrte, Sie sind es, dem ich Alles schulde. Gott vergelte Ihnen tausendfältig!“

Draußen spielte eine Straßenorgel, ein jämmerlich Ding, aber die Melodie kann sie doch nicht verderben, süß und leise klingen die Töne des alten Volksliedes zu mir herauf:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut',
Dich werde ich lieben in Ewigkeit.“

Ich habe dem Stelzfuß einen Thaler in den Hut geworfen. Er vergaß schier den Dank, so freut' er sich. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier endete das Tagebuch meines Großonkels.

Ich wußte nun, wer die alte Dame war, deren Hand den Kranz aus weißen Rosen gespendet. Eine Liebe, die, selbst entsagend, so das ganze Leben mit unvergänglicher Poesie erfüllt, eine Liebe, frei vom Staub der Erde, — ist sie nicht göttlich schön?

Nein, nein, mein alter Großonkel war nicht einsam und unglücklich. Noch sehe ich sein liebes heiteres Greisenalter, sein Auge voll Güte und Milde, — er hatte schon im Leben den Frieden des Herzens gewonnen.

Der Dolmetsch.

Soldaten=Humoreske von A. v. Winterfeld.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am selben Nachmittag ging schon der Unterricht los und der Schüler zeigte auch eine ziemliche Gelehrigkeit, namentlich so lange es nur galt, sich die Buchstaben einzuprägen. Als es aber an das Aussprechen der schwierigen polnischen Worte kam, wurde es dem Lieutenant Körös schon schwerer. Das ist auch für einen Nicht=Slawen kaum möglich, jenes seltsame Gemisch von Zisch= und Schnarrlauten durch die Kehle und über die Zunge zu bringen, welches namentlich der böhmischen und polnischen Sprache charakteristisch ist. Manche Worte haben zehn Konsonanten und einen Vokal; andere Worte lauter Konsonanten und keinen Vokal ...... wie soll man sich denn dabei benehmen! Dem Lieutenant Körös bot dies auch im Anfang fast unüberwindliche Schwierigkeiten; da er denselben aber seine eiserne Willenskraft entgegensetzte, so mußte es biegen oder brechen. Und so sah es auch allerdings aus, wenn er sprach. Ehe er anfing, machte er erst ein furchtbar wüthendes Gesicht, dann machte er die Augen zu, bewegte krampfhaft die Kinnbacken, als wenn er einen beißen wollte, und schließlich rasselte und zischte es ihm aus dem Munde wie eine Rakete. Der Lieutenant Nüküllö freute sich im Stillen über seine Fortschritte. Wenn der Regimentskommandeur seinem Dolmetsch begegnete, sprach er ihn jedesmal freundlich an.

„Na, wie geht's, Körös? Können Sie schon reden französisch?"

„Zu Befehl, Herr Oberst; es macht sich ja recht gut bereits!".

„Na, dann sprechen Sie doch mal, Lieutenant Körös."

Dieser zuckte die Achseln.

„Ja, Herr Oberst," antwortete er, „wie kann ich sprechen so aus heiliger Haut? Was befehlen Herr Oberst beispielsartig, was ich soll sprechen französisch?"

Der Kommandeur dachte eine Weile nach.

„Wenn wir sitzen bei Tisch mit italienischer Prinz," sagte er dann, „und ich will trinken seine Gesundheit, wie ich das sage auf französisch?"

Der Lieutenant Körös machte erst ein wüthendes Gesicht, schloß die Augen, klapperte eine Weile mit den dürren Kinnbacken, als wenn er seinen hohen Vorgesetzten beißen wollte, und dann zischte und rasselte er los: „Na twoje zdrowie mój przyjacielu!"

„J, Gott, erbarmlicher!" meinte der Oberst, indem er ängstlich einen Schritt seitwärts machte. Dann wurde er aber gleich wieder freundlich und nickte seinem Dolmetsch zu.

„Adieu, lieber Körös! .... Geben Sie sich nur rechte Mühe, daß Sie machen recht guten Eindruck auf Prinz italienisches!"

Die drei Wochen waren verstrichen und am nächsten Tage sollte der Prinz eintreffen. Das Regiment war zusammengezogen und kantonnirte in den umliegenden Dörfern und morgen früh sollten die Herren Offiziere in Kecskemet zusammentreffen, um ihren Regimentschef ehrerbietigst zu empfangen. Alles war in furchtbarer Aufregung; die Nacht über that kein Mensch ein Auge zu, und, als die Offiziere vor dem Gasthof ankamen, wo der Prinz absteigen sollte, sahen sie alle aus, als wenn sie das Zipperlein in den Gliedern hätten. Nur zwei machten davon eine Ausnahme: der Lieutenant Körös stand hochaufgerichtet neben dem Herrn Obersten wie eine Statue stolzen Selbstbewußtseins und der Lieutenant Nüküllö sah aus wie ein freundlicher Hamster, der aus seinem Loch blickt.

„Wird es denn gehen auch gut, liebster Körös?" fragte der Kommandeur mit schlotternder Stimme; „machen Sie doch Sache Ihrige recht außerordentlich."

„Dziękuje — bardzo dobrze —" antwortete der Dolmetsch.

Der Oberst machte ein ängstliches Gesicht; dann freute er sich aber wieder.

Nachdem das Offizierkorps über eine Stunde gewartet, tönte das Blasen eines ungarischen Postillons an seine Ohren.

„Nun kommt er, Gott erbarmliches!" stöhnte der Regimentskommandeur.

Die anderen klappten die Absätze zusammen, daß die Sporen klirrten, drehten sich die Schnurrbärte noch ein bischen spitzer und reckten sich heraus. Bei uns würde man sagen, sie gaben sich ein Ansehen. Jede Sprache hat eben ihre Eigenthümlichkeiten.

Als das Blasen aufhörte, sah man über die niedrigen Häuser Staub aufsteigen; dann bog ein leichtes Gefährt mit Vieren breit um die Ecke, in dem vier Personen saßen, vorn auf dem Bock der Postillon und ein Kammerdiener und hinten im Fond zwei Herren in Uniform mit wehenden Federhüten. Der Wagen machte plötzlich eine rasende Wendung und hielt mit kräftigem Ruck vor der Thür des Gasthofs. Zuerst sprang ein gelber Adjutant heraus und reichte dem bleichen, noch sehr jugendlichen Prinzen die Hand. Als dieser glücklich zum Stehen gekommen war, trat der Oberst auf ihn zu, faßte mit militärischem Gruß an seine Husarenmütze und deutete unterthänigst lächelnd auf den ihm folgenden Lieutenant Körös.

Der italienische Prinz blickte verlegen seinen Adjutanten an, als der Dolmetsch mit martialischer Haltung auf ihn zutrat und die rechte Hand an die Kopfbedeckung legte.

Der Prinz mochte wohl denken, daß ihm eine Meldung bevorstände, und er machte ein huldvolles Gesicht, um dieselbe entgegenzunehmen; denn das war jedenfalls der Offizier, durch den er mit den anderen französisch sprechen sollte.

Kaum hatte diese freundliche Annäherung aber stattgefunden, als Körös ihm einen furchtbaren Blick zuwarf, dann die Augen schloß, mit dem Unterkiefer rasselte und den Mund aufmachte.

Der Prinz wollte zurückweichen; aber sein Adjutant hielt ihn fest.

In demselben Augenblick ging es bei Körös los:

„Czy . . . czy . . . czy, czy, czy . ."

Und dabei verdrehte er die Augen und klappte die Zähne zusammen, daß es aussah, als wenn er Genickkrämpfe hätte.

Jetzt wurde es aber dem Prinzen zu viel und er sprang mit einem Satz wieder in den Wagen, der eben im Begriff war, abzufahren.

Der Adjutant wollte ihm folgen; aber Körös kam ihm zuvor. Mit einem einzigen Schritt seiner langen Beine war er an des Prinzen Seite und kitzelte ihm mit dem rechten Schnurrbart am Ohr. Er war ja so sicher in seiner selbstgewählten Anrede gewesen; aber die Anwesenheit eines Königssohns hatte ihn doch verwirrt gemacht.

„Czy . . czy . . czy . . czy niechcesz Książęca Mość przystąpić bliżej mam z tobą do mó . . mó . . mómómówienia . . ." brachte er jetzt mit gewaltiger Kraftanstrengung heraus.

„Ajuto!" (Hilfe!) rief der Prinz auf italienisch; da aber nichts Schlimmeres erfolgte, so faßte er sich wieder, ließ den Wagen halten und dankte dem Lieutenant Körös für die unverstandene Mittheilung in höflichen französischen Worten.

Dann stiegen beide aus und der Oberst stellte die Herren Offiziere vor. Bei jedem der ihm seltsam klingenden ungarischen Namen faßte der Prinz mit gnädigem Lächeln an den Federhut und ehe er einen Schritt weiter ging, blickte er sich ängstlich nach dem Lieutenant Körös um, der ab und zu den Kopf schüttelte, dann aber wieder sein rechtes Ohr senkte, im Fall der Königssohn eine Frage für ihn haben sollte.

Das geschah denn auch manchmal, aber jedesmal guckte der Prinz unwillkürlich zurück und der Dolmetsch schüttelte verwundert den Kopf; der eine sprach französisch, der andere polnisch, sie verstanden sich beide nicht.

So ging es während der ganzen Besichtigung, zu Fuß und zu Pferde, und so ging es, bis der Prinz dem Obersten zum Abschied die Hand drückte und einige französische Worte an ihn richtete.

„Was hat er gesagt?“ tuschelte dieser dem Vermittler zu; aber der Vermittler antwortete nicht, sondern schüttelte verwundert den Kopf.

Als der Prinz wieder fortrollte, sah er sehr vergnügt aus; als wenn er sich so recht erleichtert fühlte, daß es nun vorüber sei.

„Es scheint ihm sehr zu haben gefallen,“ sagte der Oberst; „der Eindruck war günstig sehr entschieden.“

Dann reichte er seinem Dolmetsch freundlich die Hand.

„Ich danke Ihnen sehr, lieber Körös,“ setzte er hinzu; „Sie haben gesprochen französisch außerordentlich.“

„Habe ich auch!“ bestätigte der dürre Offizier; „aber er kann ja kein Wort!“

„Wer kann kein Wort?“ fragte der Oberst mit erstaunter Miene.

„Prinz! . . . Prinz kann kein Wort . . . hat gesprochen ganzer Zeit italienisch mit mir . . . habe nicht verstanden ihm, hat er nicht verstanden mir.“

Nun ward aber das Staunen allgemein und der Lieutenant Nüküllö wurde gerufen.

Der kleine Offizier sah ein bischen verlegen aus; aber er erklärte auf das bestimmteste, daß Körös sehr gut französisch gesprochen, während er die Sprache des Prinzen und dessen Adjutanten nicht gekannt.

„Hat sich Prinz am Ende Spaß machen wollen mit uns!“ sagte der Oberst; „will mir nicht gefallen von Prinz.“

Es wurde noch eine Weile über die Sache gesprochen; dann gerieth sie mehr und mehr in Vergessenheit; nur der Lieutenant Körös war durch seinen Mangel an Erfolg so düster und verstimmt geworden, daß er das nach seiner Ansicht mühsam erlernte Französisch nur noch anwandte, wenn er recht schlechter Laune war und seine Galle auf jemand ausschütten wollte.

Eines Tages, als er auf dem Markt Rekruten exerzierte, wobei der Regimentskommandeur auch zugegen war, erbitterte er sich dermaßen gegen einen der Unglücklichen, daß er ihn mit einer wahren Fluth von Schmähungen überhäufte. Wer beschreibt jedoch sein Erstaunen, als der Rekrut schließlich begann, sich in derselben Sprache zu verantworten. Der Vorgang war so laut und auffallend gewesen, daß der Herr Oberst dadurch herbeigerufen wurde.

„Was ist das? Himmel erbarmliches?“ fragte er; „wo ist gekommen französischer Rekrut her? Kerl, verdammtiger; woher hast Du gelernt reden französisch?“

„Nix französisch, ist ja pulnisch!“ war die Antwort im weichen Ungarisch; „bin geboren in Polen und gekommen mit zehnte Jahr nach Ungarland.“

Kleiner wurde das Staunen dadurch nicht; dann ließ der Oberst den Lieutenant Nüküllö rufen.

„Was hat gelernt Lieutenant Körös für Sprache?“ fuhr er ihn sofort an.

Der kleine Offizier, der nun alles entdeckt sah, wurde sehr blaß und sein Schweigen galt für Geständniß.

„Mußt Dich schlagen mit mir, Nüküllö verdammtiges!“ flammte Körös auf; „was muß gedacht haben italienischer Prinz von mir!“

Der italienische Prinz hatte aber durchaus nicht schlecht über den Vorfall geurtheilt, sondern, nachdem ihm durch Erkundigungen der Sachverhalt klar geworden, herzlich darüber gelacht und veranlaßt, daß der Lieutenant Körös als Premier in ein polnisches Regiment versetzt wurde, damit er von der gehabten Mühe doch auch einen Nutzen davontrage.

Nun war der Lieutenant Körös wieder gut und der Lieutenant Nüküllö mußte zur Strafe für seine unbefugte Neckerei ein halbes Jahr lang den polnischen Rekruten exerzieren.

Ein irrsinniger Fürst. Fürst Josef Maria Sulkowski, Herzog von Bielitz, Majoratsherr der fürstlichen Familie Sulkowski, ist auf Veranlassung seiner Gattin, der Fürstin Ida Sulkowski, in die Leidesdorf'sche Privatheilanstalt nach Döbling bei Wien gebracht worden. Die Exzentrizitäten des Fürsten waren seit Jahren schon derartige, daß man es nur als eine Frage der Zeit betrachtete, ihn einer Heilanstalt überliefert zu sehen. In Wien, in Berlin, in der Schweiz, in Kopenhagen, woselbst er auch mit der Polizei in Konflikt kam, überall erzählt man sich wahre Schauermärchen von den Eigenthümlichkeiten, der Verschwendungssucht und den oft das Leben seiner Umgebung bedrohenden Gewohnheiten des Millionen-Fürsten, nur daß diese Märchen, wie sich später herausstellte, auf Wahrheit beruhten. In erster Ehe war der Fürst mit Victorine Lehmann verheirathet, die er im Hause eines seiner Verwandten als Gouvernante kennen gelernt hatte. Auf Betreiben der Fürstin ward diese Ehe gelöst. Im Jahre 1881 verehelichte sich Fürst Josef Maria Sulkowski, von dessen Exzentrizitäten inzwischen halb Europa gesprochen hatte, zum zweiten Male mit der Schauspielerin Ida Jäger. Fürstin Ida hat unzählige Male in Lebensgefahr geschwebt. Man sagt, daß das Messerwerfen, nach dem Beispiele der Chinesen, eine der zartesten Lieblingsbeschäftigungen des Fürsten gewesen sein soll. Neben den lebensgefährlichen Exzentrizitäten des Fürsten, die man ihm nachsagt und von denen wir hier einige angeführt haben, verschwinden natürlich seine anderen, übrigens meistens bekannten Eigenthümlichkeiten, wie, daß er die Nacht zum Tage zu machen, um Mitternacht zu diniren pflegte, oder in der Geisterstunde Besuche machen wollte u. s. w. Er erhob sich erst gegen 7 Uhr Abends vom Lager, und ließ sich bis 9 Uhr Abends frisiren. Wenn der Friseur früher fertig wurde, erhielt er eine Züchtigung. Das Haus verließ der Fürst erst um 10 Uhr; da begann erst sein Tag, der um 8 Uhr Morgens endete. In der Zwischenzeit fuhr er spazieren, nahm er Diners, arrangirte er Ausflüge u. s. w. Er hatte nie einen ständigen Wohnsitz und logirte immer in Hotels. Daß die Hotelbesitzer ihren verrückten Gast, der noch dazu die ganze Nacht hindurch Unruhe und Aufregung im Hause hervorrief, gehörig zahlen ließen, ist begreiflich. Die Hotelrechnungen des Fürsten wiesen auch geradezu unglaubliche Beträge auf. Er zahlte Alles, wie er überhaupt sehr splendid und freigebig war. Allerdings glaubte er, sich durch Geld Alles erkaufen zu können. Im Laufe der Jahre hat sich das Vermögen von 10 Millionen, das er übernommen hatte, durch sein unregelmäßiges Leben bedeutend vermindert; man schätzt es aber heute noch auf 5 Millionen.

Krönungs-Toiletten. Die Pariser Welt erzählt sich Wunder über die Toiletten, welche der große Damenschneider Worth dieser Tage im Beisein eines Kranzes vornehmer Damen, der Marquise de Galliffet, der Gräfin Pourtalès u. A., verpackt und zum Krönungsfeste für die Zarin, mehrere Großfürstinnen und Hofdamen nach Rußland gesandt hat. Die Zahl der Kostüme für die Kaiserin allein beträgt 23, die Fürstinnen Soltikow, Skorbolow, Bariatinsky, Orlow, Gortschakow, Schuwalow, Stakelberg, Narischkin begnügen sich mit je 12 bis 15 Toiletten. Hier mögen einige Andeutungen über die Kostüme folgen, die sich in Moskau nächstens entfalten werden: Zum Einzuge in die heilige Stadt wird die Kaiserin ein Kleid aus strohgelbem crêpe de chine mit weißen Spitzen und Dahliagürtel tragen. Das Mantelet ist in demselben Geschmacke gefertigt; der weiße Strohhut wird mit Moosrosen und dahliafarbigen Sammetschleifen garnirt sein. Der Hofmantel ist aus rosafarbigem Sammet, mit Silber gestickt, vier Meter lang, nach demjenigen verfertigt, welchen Marie Antoinette an dem Dauphinfeste zu Versailles trug. Das dazu gehörige Kleid (auf Russisch: Sarafan) ist aus weißem Atlas und ähnlich wie der Mantel gestickt und vorn durch eine Reihe Knöpfe und Quasten aus Diamanten abgeschlossen. Dieses Kostüm wird die Zarin am Tage nach der Krönung tragen, um die Notabilitäten der Stadt zu empfangen. Für den Adelsball hat Worth einen Schlepprock aus weißem Atlas geschickt, welcher eine Stickerei von silbernen Narzissen aufweist und vorn mit weißem Crepe, in den Krystallquasten gesäet sind, garnirt ist. Auf dem Feste, welches die Stadt Moskau dem Kaiser giebt, wird die Kaiserin ein Kostüm aus grünem crêpe de chine mit Stickereien aus ungebleichter Battiste und Valenciennesgarnitur, dazu rosa Gürtel und Schleifen und ein Capot aus rosa Sammet tragen. Die Krönungsrobe der Kaiserin wird in der Nr. 2099 der Pariser „Illustration“ auf dem Titelblatt bildlich reproduzirt und folgendermaßen beschrieben: „Die Robe ist aus Silberbrokat hergestellt und mit reicher Handstickerei ebenfalls in Silber geschmückt. Die Länge der Schleppe beträgt 4,57 Meter und wiegt 32 Kilogramm (64 Pfund). Ihr Preis beläuft sich auf 25,000 Frcs. Sechs Pagen werden sie tragen.“

Woher der Name Sect? Der Ursprung dieser Bezeichnung für den Champagner wird auf Niemand Geringeren zurückgeführt, als auf den größten und genialsten Schauspieler, den Berlin jemals besessen, auf Meister Ludwig Devrient. Eines Abends nämlich, in den zwanziger Jahren, als er im königl. Schauspielhause den Fallstaff in Shakespeare's „König Heinrich der Vierte“, eine seiner Meisterschöpfungen, gespielt hatte, trat er, wie immer champagnerdurstig, in seine geliebte Stammkneipe bei Lutter und Wegner ein und fuhr, noch immer im Charakter und mit der Stimme Sir John's, den verdutzten Kellner an: „Gieb mir ein Glas Sect, Schurke? Ist keine Tugend mehr auf Erden?“ Seit jener Stunde verstand man bei Lutter und Wegner unter „Sect“ nicht den spanischen Wein, der diesen Namen führt, sondern den gewöhnlichen Champagner. Bald hatte Berlin diesen Namen adoptirt — dann die gesammte Welt deutscher Zunge.

Friedrich Wilhelm IV. ward auf seinen Reisen oft von Deputationen bewillkommnet, die ihm durch lange Reden lästig fielen. In einem kleinen Städtchen glaubte ein Bürgermeister den König von politischen Dingen unterhalten zu müssen und berührte einige schwebende Staatsangelegenheiten. Der König fragte bedeutungsvoll: „Herr Bürgermeister, können Sie schweigen?“ Dieser erwiderte außerordentlich geschmeichelt: „Wenn Eure Majestät mich mit Allerhöchstihrem Vertrauen beehren wollten, ich glaube gewiß —“ „Nun, dann schweigen Sie!“ gebot der König erzürnt.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.